

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Reklame-Unheil.

Eine Groteste von Karl Verbs.

Mittermueller entschloß sich zu einer Reise nach Fitehne. Er suchte ein Reisebureau auf. Hier war es schön. Ueberall lagen bunte Prospekte umher, auf denen Bäder ihren Wald-, Wasser-, Luft-, Ozon-, Radium- und Spezialärzte-Ueberfluß anpriesen. Hinter dem Tische saß ein Herr, dem man es ansah, daß er in Amerika gewesen war. (Woran das liegt, weiß ich auch nicht; aber beim Anblick mancher Menschen sagt einem die innere Stimme: Dieser Mann ist in Amerika gewesen.) Mittermueller starrte wie hypnotisiert bald auf den Herrn hinter dem Tische, bald auf ein an der Wand hängendes Plakat, das die Reize von Filmisch — wollte sagen Garmisch-Partenkirchen im Bilde nachgestaltete. Reklame ist Suggestion, wie allmählich auch der dämlichste Laie weiß. Mittermueller erlag der Suggestion, und die Reise nach Fitehne war weggeblasen wie eine Gehaltszulage um die Monatsmitte. Mittermueller verließ das Reisebureau mit einem Heft in der Tasche, das ihn zu einer Rundreise durch die gesamten reichsdeutschen und österreichischen Alpen berechtigte. Freude und Angst durchzitterten in Wechselströmen seinen Busen.

In München begegnete Mittermueller einem Manne, der aus Pantow bei Berlin stammte, Knatschke hieß und infolgedessen bayerischen Dialekt zu tönen sich beifiß. Er sagte: „Wat? Jebirchstouren wolla Se machn? Ja, aber alsdann, son Soe denn aa dafür ausjerüstet?“ Mittermueller leugnete mahnhaft die Absicht, Hochtourist zu begehnen. Da aber geriet Knatschke, von dessen Sprache mittlerweile das gute Paulanerbräu alle bayerische Patina zu gunsten des leuchtenden Pantow-Goldes abgewaschen hatte, in hellen Zorn. „Wat? In de Alpen jondeln und nicht uff de Berjehen? Wann, Sie haben woll 'n kleenen Befehla, wat?“ Mittermueller machte geltend, daß er mit Ausnahme einer gewissen Gewandtheit im Staffspiel keinerlei sportliche Erfahrung besitze, und daß er in einer nach seinem gewaltsamen Ableben ausgezahlten Lebensversicherung eine befriedigende Entschädigung nicht zu erblicken vermöge. Knatschke lächelte abgründig und erklärte, er sei in der Lage, die Gefahren einer Hochgebirgspartie auf ein lächerliches Mindestmaß zu verringern. („Scha wie in Abrahammen sein Schoß, dastehst?“) Nämlich er sei der Vertreter einer großen Anzahl wohltätiger Fabriken, deren Erzeugnisse der Leiblichen Sicherheit kühner Bergsteiger zugute kämen. Alle diese Erzeugnisse seien in langjähriger Praxis bewährt; aber es sei ihm, Knatschke, sehr erwünscht, ihre Güte an einem Manne zu erweisen, der, in der Hochtouristik völlig jungfräulich, als leuchtendes Reklamebeispiel für die Unübertrefflichkeit dieser Erfindungen hingestellt werden könne. Die Kunst der Bergführer, diese elende Eisbrücke für Unerfahrene, würde nach der Bergbeziehung durch Mittermueller einer Wasserplatte anheim fallen.

Hier griff Knatschke in die Tasche und holte einen Stoß Prospekte hervor, deren bunte Schönheit er vor Mittermuellers erfreuten Augen ausbreitete. Mittermueller las:

„Husten? Heiserkeit? Nehmen Sie Dr. Lutschers Brustkaramellen „Lutschinol“ und Sie singen wie eine Lerche. Vor Nachahmungen wird gewarnt.“

„Hochtouristen! Wollt Ihr vor Absturz gesichert sein, so beschlagt Eure Stiefel mit Kraxelmüllers Patent-Hochgebirgsnägel, „Steigewiegas!“

„Das schönste Diner in zwei Minuten erhalten Sie auf Ihren Hochgebirgstouren mit Rudelhubers Originalmakkonserven. Keine Abmagerung, kein Schiffszwieback mehr! Die Gasthofstafel im ewigen Schnee! Sie essen nie wieder etwas anderes.“

„Das Fernrohr in der Westentasche! Guderis Prismenglas „Riekindiewelt!“ Geringstes Gewicht, höchste Leistungsfähigkeit! Auch der Blindste sieht wie ein Luchs!“

„Antiblutin, das unschätzbare Mittel gegen Verletzungen jeder Art! Heilt jede Wunde sofort beim Auflegen! Stillt jede Blutung, noch bevor sie begonnen hat!“

„Wat joadst, Karle, Dir friert?“ So fragen Sie nicht mehr, wenn Sie Stubenwarms unergleichliche elektrische Körperheizung „Taschenlammin“ benutzen! Der Dauerbrenner in der Tasche! Die Zentralheizung in der Unterhose! Keine Frostbeulen, kein Erfrieren mehr! Ihnen wird warm!“

„Der Kochherd im Rucksack! Das Abkochen wird ein Sonntagsnachmittagsvergögen mit Fresslepers Patent-Taschenkocher „Mittagsgack!“ Weniger Benzinverbrauch als ein Taschen-

feuerzeug! Kostet nicht, versagt nicht, explodiert nicht! Beefsteak in zwei, Kartoffelpudding in drei Minuten! Herzlich empfohlen!“

„Das Abstürzen ist eine Wonne, wenn Sie Professor Schlagentots Gliederschienen bei sich haben! Keine Unterbrechung der Tour selbst bei komplizierten Knochenbrüchen! Ohne fremde Hilfe im Abstürzen ansehbare Herr Lügenstülpel in Donaauwörth schreibt an den Erfinder: „Ich stürzte vom Watterhorn ab und langte am selben Abend trotz zweier Schlüsselbeinbrüche, eines dreifachen Unterschenkelbruchs und eines angesplitterten Steißbeins fünf Stunden lang Jazz. Sie verdienen an die Wand gehängt zu werden!“

So ging es stoßweise weiter. Mittermueller unterlag abermals der Suggestion (siehe oben). Der Mut der Beraweisung durchstosste ihn. Er sah sich bereits in den illustrierten Zeitschriften mit zehn Zeilen Bepfeiltegei eingerahmt. Tausende von Prospekten würden seinen Namen nennen und er würde sich für den Rest seiner Tage durch Dankschreiben an Dr. Lutscher, Rudelhuber und Professor Schlagentot vollstimmlich machen.

Knatschke aber war noch nicht am Ende. Er sagte, die Benutzung aller dieser Dinge durch einen Mann sei bisher an der Unmöglichkeit des Transports gescheitert. Nunmehr habe er, Knatschke, einen Schlitzen mit Motorantrieb konstruiert, der die Frage auf Anhieb löse. Dieser Schlitzen nehme alle, auch die unzugänglichsten Steigungen glatt; er sei nicht größer als ein Rodeschlitten und natürlich auch als solcher zu benutzen; er trage ohne Schwierigkeit zwei Tonnen Last; er sei durch ein paar Handriffe in einen Divan, eine Schuhhütte, eine Badewanne zu verwandeln. Er sei ausgerüstet mit einer Einrichtung für drahtlose Telegraphie und einem Hebekran (bei Abstürzen). Dieses Wunderwerk, Knatschkes Universal-Patent-Hochgebirgsschlitten „Gletscherpräsident“, (in Bayern „Gletscherkönig“) als Unbefangener und Unerfahrener einzuweihen, sollte Mittermuellers stolze Aufgabe sein.

Mittermueller war wie im Fieber. Er ließ alles mit sich machen. Knatschke rüstete ihn aus, bis er aussah wie aus Jules Verne wegelaufen. Die „Münchener Illustrierte“ brachte sein Bild mit der Unterschrift:

Valthasar Mittermueller,

der berühmte Verächter des Welken Todes, ausgerüstet mit Knatschkes neuen Patenten, vor der Besteigung des Montblanc.

Als Mittermueller seinen Auftrag antrat, waren Vertreter aller interessierten Fabriken anwesend. Der Operateur der Deutlich-Woche turbelle. Zehn Reklamezeichner schufelten sich die Finger krumm. Knatschke trug einen Zylinder. Mittermueller stieg, und hinter ihm knatterte der Schlitten. Im Hintergrunde wurden die Bergführer truppweise ins Irrenhaus gebracht.

Fassen wir uns kurz, Freunde. Es ging alles glänzend. Mittermueller wurde heiser und lang mit „Lutschinol“ wie eine Lerche (vor Nachahmungen wird gewarnt). Er fiel in eine Gletscherspalte und wurde durch einen Kran hervorgeholt; wobei es weiter nichts schadete, daß bei dieser Gelegenheit in eine Schuhhütte verwandelte und die Rückverwandlung nicht gelang. Mittermueller brach beide Beine und langte dank Schlagentot auf dem Gletscher Jazz. Er kochte ab mit Mittagsgack (wobei leider ein Gletscher durch Brandschaden arg zugerichtet wurde) und glaubte tatsächlich nie wieder etwas anderes essen zu können als Rudelhubers Erzeugnisse. Er funkte fortlaufend seine Ergebnisse nach Hauens. Er zählte durch „Riekindiewelt“ alle Haare auf des seit zwei Tagen treulich wartenden Knatschke ruppigem Zylinder. Er stellte fest, daß „Antiblutin“ auch Löcher in der Hose vollkommen dichtete (vgl. den neuen „Antiblutin“-Prospekt 786 „Das Fauber-mittel“). Er saß insolge „Taschenlammin“ drei Stunden lang angenehm durchwärmt auf dem Gipfel des Montblanc und erfreute sich an dem Knattern des Schlittens — wobei es weiter nichts schadete, daß dieser 200 Meter tief zurückgeblieben war, und zwar nunmehr als Badewanne.

Dann trat Mittermueller siegreich den Abstieg an. Er überwand alle Gefahren und erprobte nochmals alle Mittel; besonders das Rodeln machte ihm Spaß. Schon sah er Knatschke stehen und konnte die Zylinderhaare ohne „Riekindiewelt“ wagen sehen. Schon griff der Deutlichmann nach der Kurbel. Schon öffnete der Besangere ein „Edelweiß“ die Mündungen. Schon machten sich die Reklamesachleute Notizen für neue Prospekte. Es war ein schönes Bild.

Da wurde Mittermueller von dem Patent-Hochgebirgsschlitten „Gletscherpräsident“ über den Brustkasten gefahren und war tot.

Knaufste, tief erschüttert, auf die Arme einiger hilfsbereiter Männer gestützt, trat an die Leiche und sagte mit umflorter Stimme auf Hochdeutsch:

„Liebe Kollegen! Meine Herren! Mich trifft die Schuld an dem Tode dieses Helden. Ein unzerzählliches Versäumnis machte mich zum Mörder; ich vergaß, ihm Stiefel und Leichtstahlpanzer „Siegfried“ mitzugeben. Hätte er ihn getragen, so wäre er unvermundet geblieben, und unsere unvergleichlichen Mittel hätten ihn sofort wieder zum Leben erweckt. Zu haben in allen einschlägigen Geschäften; wo nicht, wende man sich an die Fabrik. Vertreter an allen größeren Plätzen gesucht. Nun bleibt mir nichts weiter übrig, als diesen wackeren Mann auf meine Kosten zur letzten Ruhe bestatten zu lassen. Er fiel auf dem Felde des Ruhmes als Opfer einer immer noch nicht genügend durchdachten Reklame. In Leichenheinihs Patensarg, den ich kostenlos zur Verfügung stelle, wird ihm die Erde leicht sein. Vor Nachsahmungen wird gewarnt!“

Proletarisches Kulturniveau um 1860.

Von Paul Kampffmeyer.

Der Befreiungskampf des Proletariats ist von Ferdinand Lassalle stets als eine große weltgeschichtliche Kulturbewegung gedacht worden. Die neue „Idee des Arbeiterstandes“ sollte nach Lassalle einen neuen Staat gebären, der mit völligem Bewußtsein und höchster Klarheit die Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit vollzieht. Diese „Idee“ sollte eine neue höhere Sittlichkeit erzeugen: zur sittlichen Idee der freien Betätigung der individuellen Kräfte, die sich in der bürgerlichen Geschichtsepochen entfaltet hatte, sollte die Idee der Solidarität der Interessen, der Gemeinamkeit und Gegenseitigkeit in der Entwicklung treten.

Bei allem hochbeschwingten Idealismus der Gedanken und Taten regte sich doch in Lassalle der Sinn für die hausbackenen Wirklichkeiten des Lebens so stark, daß er sich nicht einen Augenblick über das tatsächliche geistige und sittliche Niveau der Arbeiterschaft seiner Zeit betrog. Aus dieser klaren Erfassung der noch vorhandenen geistigen Dumpfheit und sittlichen Interesslosigkeit des „Arbeiterstandes“ der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts schreibt sich wohl sein bekannter Ausspruch her: „Ich bin der erste zu erklären, daß jede soziale Verbesserung nicht einmal der Mühe wert wäre, wenn auch nach derselben — was zum Glück objektiv ganz unmöglich — die Arbeiter persönlich das blieben, was sie heute in der großen Menge sind.“ Dem großen Agitator schwebte wirklich eine Neugeburt des Arbeiters aus dem Feuer und Geist einer sozialistischen Weltanschauung vor Augen, als er den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein am 23. Mai 1863 gründete. Und das ist der eigentliche Geburtstag der Deutschen Sozialdemokratie, und am 23. Mai 1923 hätten wir den sechzigsten Geburtstag unserer Partei feierlich begehen können, wenn nicht die graue, niederdrückende Sorge des Tages alle Festfreude verschluckt hätte.

Wenn wir hier von der Deutschen Sozialdemokratie singen und sagen, so wollen wir hauptsächlich die Tatsachen sprechen lassen, die nicht nur eine äußere Häutung, sondern eine innere seelische Wandlung des Arbeiters durch das schöpferische Wirken der Sozialdemokratie zum Ausdruck bringen.

Wenige Jahre vor der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, im Jahre 1860, weiß eine Eingabe der Gewerksammer Frankfurt a. M. von französischen Agenten zu erzählen, die den braven Handwerksgehilfen der freien Reichsstadt einredeten, sie müßten so viel Lohn von ihren Meistern fordern, damit sie ihre Kinder anständig in die Schule schicken könnten. Das war den von dem Dunst der engen Zunftstube besangenen Kleinmeistern ein unerhörtes Verlangen, da ja der Geselle noch im allgemeinen unverheiratet war. Aber diese vermaledeiten Umsturzagenten führten noch Furchtbareres, Ungeheuerlicheres im Schilde. Sie wendeten gar die Begehrlichkeit der Arbeiter nach Theaterbesuchen. Die Teilnahme der Arbeiter an dem Kunstleben der Nation dünkte den biederen Zunftmeistern der freien Reichsstadt noch als ein ganz unedlicher, empfindlicher Zustand, den eben nur französische Revolutionäre herbeiwünschten konnten!

Julius Bahlsch, der erste Sekretär Lassalles für die politischen Geschäfte des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, hat die magere Hungerleiderexistenz und das geistige Pflanzendasein der deutschen Arbeiter der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in seinen persönlichen Erinnerungen an die Lassallesche Arbeiterbewegung packend geschildert. Die Arbeiter seien in ihrer großen Mehrzahl, so führt er aus, auf das Niveau von Arbeitstieren entmenscht gewesen, entmenscht durch übermäßig lange Arbeitszeit, durch menschenunwürdige Schlafräume in Bodenkammern, durch eine minderwertige, hauptsächlich aus trockenem Brot bestehende Kost. „Die Arbeiter befanden sich, wie noch heute die Dienstmoten, durchaus unter einer Ausnahmegegesetzgebung“. Sie waren überall, nur nicht in der Werkstatt, im Wege, sie konnten sich bei ihrer allgemeinen Ueberbeschäftigung kaum die geringe Ruhe von wenigen Minuten zur Lektüre eines kleinen Zeitungsbüchleins abstecken. Als im Jahre 1861 in Leipzig ein Arbeiterbildungsverein gegründet wurde, hatte man im allgemeinen noch kein Verständnis für diese Kulturart der aufstrebenden deutschen Arbeiterschaft. „Man nahm die Sache noch keineswegs ernst“, so schreibt Bahlsch in seiner Schrift: Ferdinand Lassalle und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung, „und hatte dazu, bei der Beschaffenheit des Denkens und Fühlens der Arbeiterklasse auch keine Veranlassung. . . Ich erinnere mich z. B.

des Vortrags eines Arztes, Dr. Schilbbach, in welchem derselbe das Glück der Arbeiter in solcher Weise pries, daß er zu dem Schluß kam, es sei sicher, daß, wenn man den Arbeiter vor die Wahl stelle, seinen Stand zu behaupten oder ein Kapitalist zu werden, er das erstere vorziehen werde. Und der Mann wurde nicht unter allgemeinem Hohngelächter begraben, sondern konnte seine Weisheit ruhig bis zu Ende austramen.“

Die deutsche Arbeiterschaft lebte vor der Zeit der sozialdemokratischen Kulturbewegung in einem Zustand geistiger Dämmerung dahin, in einem Zustand, den einmal Lassalle aus der tiefsten Empörung seines Herzens heraus als den der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ charakterisiert hat.

Wohnungsnot in der Vogelwelt.

Von Fritz Arlus.

Nicht bloß in der Großstadtbevölkerung herrscht Wohnungsnot, sondern auch in der Vogelwelt. Der Herr der Erde, der Mensch, greift in die ländliche Stille immer tiefer hinein, er erbaut hier und dort seine rastlos arbeitenden, pochenden Fabriken, er zieht seine Schienenwege über Berg und Tal, er setzt an Stelle der buchreichen Naturwälder unterholzarme Kunstwälder oder schlägt die Forste nieder und verwandelt ihre Flächen in Ackerland, er legt die Sümpfe und Seen trocken und rodet die lebenden Hecken aus, die er durch nüchterne Drahtzäune ersetzt. So wird für die gesiederte Schar die Gelegenheit, passende Stätten zur Anlage ihres Heims zu finden, stetig seltener, und wohl oder übel sieht sie sich gezwungen, von den gewohnten Bahnen abzuweichen und an oft recht wunderbaren Vertikalien sich häuslich einzurichten.

Das allbekannte Rotchwänzchen ist an sich schon nicht anspruchsvoll und wählerisch, sondern es nimmt gern mit einem Balken oder Mauerschloß vorlieb, um sein kunstloses Nest anzulegen, aber mitunter gerät es dennoch in Verlegenheit, wie und wo es ein Untertommen suchen soll und mietet sich dann auf die seltsamste Weise ein. So siedelte sich in Raunheim vor etlichen Jahren ein Rotchwänzchen in einer alten Kutsche an, die in einem offenen Schuppen stand. An einer Seitenwand der Kutsche befand sich eine Tasche, und in diese Tasche baute das Vögeln sein Nest. In einem anderen Fall wurde ein Misttopf zum Nistplatz auserwählt. Dieser Misttopf hing mit anderen Töpfen an Holzzapfen, die in die Wand eines Bauernhauses eingeschlagen waren. Obgleich der Topf oft abgehängt und in ihn hineingesehen wurde, ließ sich das Rotchwänzchen doch nicht stören, sondern blieb fest auf seinen Eiern sitzen. Noch ungewöhnlicher war der Nistort eines anderen Rotchwänzchens in Zwößen, das hierfür den Winkel auserkoren hatte, den die Stellgriffe und Bügel von drei an einem Nagel aufgehängten Handsägen bildeten. Selbst durch ganz in seiner Nähe vorgenommene Arbeiten, wie Holzhacken, ließ es sich nicht beunruhigen. Bei Gauß endlich hatte sich ein Rotchwänzchen eine alte, verrostete Gießkanne als Kinderwiege ausersehen, die an einer Kiefer hing und vermutlich von der Dorfjugend auf den Baum hinauftransportiert worden war. Obgleich der Boden der Kanne, die von jedem Windstoß hin und her bewegt wurde, weit aufklaffte, schlüpfen dennoch alle fünf Jungen glücklich aus dem Ei. Ebenso erfinderisch, wie das Rotchwänzchen, geht das Kottelchen zu Werke. Es hat sein Nest schon wiederholt in alten Kesseln, umgekehrten Blumentöpfen und Eimern angelegt, ja, gelegentlich einmal in der Tasche eines Gärtnerrodes, der unbeachtet mehrere Wochen in einem Wirtschaftsgelände hängen geblieben war. Sogar in dem Loch, das eine Kanonenkugel in den Besanmast der „Victory“ des Flaggschiffes Lord Nelsons gerissen hatte, fand sich einst ein Kottelchenest vor.

Ein Freund der Eisenbahn ist die Bachstelze. Sehr oft kommt es vor, daß Bachstelzen in die Achsenschenkel oder in das Untergestell von Wagen bauen, die längere Zeit auf einem Bahnhof stehenbleiben. Werden dann die Wagen gebraucht und meilenweit fortgeführt, so muß natürlich das Nest aufgegeben werden. Selbst unter den Schienen schlagen die Bachstelzen zuweilen ihr Heim auf. So wählte sich, wie F. Heller beobachtete, eine Bachstelze ein Loch unter der Schiene eines Hauptgleises zum Nistplatz aus, über das täglich zehn Züge mit zusammen 400 Wagen hinwegrollten. So wie sich ein Zug näherte, quackte die Bachstelze aus dem Versteck heraus und lief dann schnell dicht vor dem Zuge weg. Auch der Steinschmäger hat nach demselben Beobachter für den Eisenbahnkörper eine auffällige Vorliebe, und zwar legt er sein Nest meistens gerade dorthin, wo der größte Lärm herrscht. Nester unter Herzstücken, jenen Schienenteilen, die bei Gleisabzweigungen in die Schienen eingeführt sind, sind mehrfach aufgefunden worden. Noch unbefogter war ein Steinschmägerpärchen, das seine Wochenstube in dem Hohlraum unter der eisernen Unterlagsplatte einer Blockweiche herrichtete. Täglich fuhrn Lokomotiven darüber hinweg, und es wurden Wagen durch die Weiche gestoßen, aber die pflichttreue Vogelmutter blieb fest auf den Eiern sitzen und brütete auch weiter, wenn Menschen in ihre Nähe kamen.

In die Reihe der wunderlichen Nestbauer gehört auch der Fliegenschneider. Davon berichtet von einem Fliegenschneider, der sein Nest in einem Boche oben an einem Türflügel anlegte. Obwohl jener Türflügel durch jeden, der ein- und ausging, geöffnet wurde, fürchtete sich das Vögeln nicht, sondern sah fest auf seinem Nest, selbst wenn das Tor in den Angeln trachte. Ein anderes Paar Fliegenschneider baute, wie Brun beobachtete, auf einen Querbalken auf dem oberen Boden einer Brauerei, gerade über dem dampfenden, kupfernen Bierwürzekeffel. In dieser Lage waren die Tierchen dem vielfachen Lärm ausgesetzt, der entstand

durch das Entweichen des abgelassenen Dampfes, das Gestampf der Menschentritte und das häufige Niedersehen von schweren Gewichten in unmittelbarer Nähe des Nestes. Fast jeden Tag waren die Vögel für einige Stunden in dichte Dampfswolken gehüllt, die von der siedenden Brauwürze aufwirbelten, und für länger als eine Stunde jeden Morgen war während des Hinwegschaffens des abgenutzten Hopfens aus dem Kessel das Loch, durch welches sie Zugang zu ihren hungrigen Jungen hatten, gänzlich versperrt. Zu allen anderen Zeiten mußten sie außerdem dicht an den Arbeitern vorbei ab und zu fliegen. Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten bauten die Vögel regelmäßig vier Frühlingse hintereinander auf dem Balken und zogen jedes Jahr eine gesunde Brut Junge groß. Selbst in Straßenlaternen hat der Fliegenschwapper gelegentlich sein Heim aufgeschlagen.

Ein Gegenstück zu diesen Laternennestern lieferte ein Sumppmeisenpaar in der Nähe von Slegneß, das einen Briefkasten zum Nestort auserkor. Der Briefkasten wurde täglich zweimal geleert und der Riststoff wiederholt fortgenommen, aber trotzdem gelang schließlich der Nestbau und auch die Ausbrütung der Eier glückte. Ueberhaupt zeichnet sich die Sippe der Meisen oftmals durch die Ungeniertheit aus, die sie bei der Anlage der Nester betreiben. Daß Kohlmeisen in Pumpenstöcke bauen, ist wiederholt beobachtet worden. In Schwanheim war das Nest einer Kohlmeise derartig angelegt, daß die Eimerstange des Brunnens, der tagtäglich gebraucht wurde, durch das Nest hindurchging. Das machte aber für Frau Meise nichts aus, denn sie verstand es, ihre Brut dennoch aufzuziehen. Eine andere Kohlmeise nistete bei Brilun in dem Hohlraum zwischen dem Brunnenrohr und seiner Holzverschalung. Als Flugloch diente der Ausschnitt, in dem sich der eiserne Pumpenschwengel bewegte; die Nestmulde war behaglich mit Haaren und Federn ausgelegt, und es wuchsen in ihr acht muntere Junge heran. Man konnte sogar das Brunnendach abheben, ohne daß die Insassen aufgeschreckt würden. Eine dritte Kohlmeise siedelte sich in einer Vogelscheuche an, die man auf dem Acker aufgestellt und mit einem alten Rod bekleidet hatte. Eine Tafel an der Außenseite dieses Rodes stand weit auf und in sie baute die Meise ihr Nest. Noch kühner aber war jene Kohlmeise, die ihr Nest auf einer kleinen, im Winde klappernden Windmühle errichtete, die sich Kinder aus Spaß in einem Garten aufgestellt hatten. Den Gipfel der Ungewöhnlichkeit aber dürfte jene Blaumeise erreicht haben, über die folgendes berichtet wird: Ein Mann namens Tom Otter hatte in der Nähe von Lincolnshire seine Geliebte getötet. Man hing den Mörder an den Galgen nahe bei dem Plage, wo er die Untat verübt hatte. Eine Blaumeise benutzte nun diese Gelegenheit und baute ihr Nest in den geöffneten Mund des Gehängten und zog auch glücklich ihre Brut auf.

Alle diese Fälle beweisen die Anpassungsfähigkeit einer Reihe von Vögeln an die veränderten Verhältnisse. Und das ist für sie von höchstem Wert. Denn sie können doch noch immer, wenn auch erschwert, einigermaßen ausreichende Existenzbedingungen finden, während andere, die weniger anpassungsfähig sind, zurückgedrängt und zum Aufgeben ihrer früheren Wohngebiete genötigt werden.

Volksaberglaube.

Von Hermann Groß, Krankentassenangestellter.

Stände dieser Artikel in einer bürgerlichen Zeitung, so würde der Leser dieser Zeitung naserümpfend denken: Volksaberglaube? Na ja! Volk, Dummheit, Aberglaube sind zusammengehörige Begriffe. Es wird geflissentlich übersehen, daß der Aberglaube in den ehemals höchsten und scheinbar aufgeklärtesten Kreisen ebenso verbreitet war und ist, wie bei dem „ungebildeten“ Volk. Ich erinnere an die weise Frau der Zollern, an die Affäre Rasputin in Rußland.

Gerade an den Höfen der Vergangenheit konnten sich Charlatane aufhalten, die vorgaben, irgendwelche übernatürlichen Kräfte zu besitzen. Diese Leute verstanden es, die Leichtgläubigkeit der Fürsten auf Kosten der Untertanen auszunutzen. Das ganze Mittelalter und auch die Neuzeit wimmelt von Alchimisten, Goldsuchern, Rosenkreuzern usw. Namen solcher Leute sind Kunkel und Schreyer zur Zeit Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Dieser König war sehr abergläubisch. Er ließ sich mit den plumpsten Mitteln hinter das Licht führen. Einiges davon erzählt Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark“. In einem Falle war der Schauplatz der Handlung das Belvedere im Charlottenburger Schlossgarten. (Den Berlinern heute als „Teichhäuschen“ bekannt.) Die Personen der Handlung waren: Der König als Objekt und der allgemaltige Minister Bischofswerder als Handlender. Bischofswerder vereinigte fast alle einflussreichen Stellungen in seiner Person oder verstand es, die Keimel in den Besitz seiner Familie zu bringen. So gehörten seine beiden Töchter zum engeren Hofstaat der Königin. Seine Frau bemühte sich um die Stellung einer Oberhofmeisterin. In Charlottenburg fand der Schlußkampf einer Heiligkeit gegen eine andere statt. Es galt, den König aus den Fängen seiner Geliebten, der Gräfin Nichtenau, einer Stabskompetertochter, zu befreien. Wie glänzend dies durch Geistererscheinungen und -stimmen zuwege gebracht wurde, schildert Fontane. Der Eindruck auf den König war so nachhaltig, daß er nicht nur die Nichtenau aufgab, sondern diese Räume für immer mied.

In einem anderen Falle war der Ort der Handlung Marquardt bei Potsdam, der Wohnsitz des Ministers Bischofswerder. Im dortigen Park befand sich eine nach rosenkreuzerischem

Stil erbaute „Grotte“. In dieser Grotte geschahen oft Geistererscheinungen in Gegenwart des Königs. Als aber ein späterer Besucher des Gutes die Grotte niedertreten ließ, entdeckte er, daß sie aus doppelten Wänden bestand. Hier lag des Rätsels Lösung. Während der Sitzungen war eine Vertrauensperson in dem Zwischenraum versteckt, die den Klopf-, Sprech- oder sonstigen Geist mimen mußte.

In Berlin selbst gibt es noch so manches Haus, das an eine alte Spukgeschichte erinnert. Wer kennt nicht das „Spukhaus“ (Gartenhäuschen) auf dem Holzplatz kurz hinter Bahnhof Friedrichstraße, in der Albrechtstraße? In diesem Häuschen wurden oft spiritistische Sitzungen in Gegenwart Friedrich Wilhelms II. abgehalten.

Wenn in diesen „höchsten“ Kreisen sich der Geister- und Spukglaube breit machte, konnte es nicht wundernehmen, daß er auch bei den Bürgern vorhanden war. Die Schulen fehlten fast ganz oder waren schlecht oder ausschließlich kirchlich geleitet. Daß aber die Kirche, vornehmlich die katholische, diesen Unfug nicht bekämpfte, sondern ihm direkt Vorschub leistete, ist bekannt. Man denke an die heiligen Jordanwässer, an die Hostien, Kreuzsplitter usw. der Wallfahrtskirchen.

Ein anschauliches Bild von diesem Volksaberglauben können wir uns machen, wenn wir die Sammlung für Deutsche Volkskunde, Klosterstraße 36, besuchen. Ein Kuriosum ist da in einem Schrank des Raumes 14 ausgestellt: Ein runder Biederhaken mit Reliquien, in der Mitte das Bild eines Heiligen in Wachs. Auf der Rückseite befinden sich Beschwörungsformeln gegen Unwetter in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache. Als Mittel gegen Krankheit und Behebung von Vieh dienen: Pferdeschädel, Nachgeburt vom Kind, Hufeisen usw. im Stall oder an der Stalltür aufgehängt. Gegen Krankheit der Menschen dienen kleine Tonbilder der Maria von Einsiedel, die abgeschabt und als Medizin genommen wurden. Im Raum 13 befindet sich eine Sammlung von Nachbildungen erkrankter Gliedmaßen und innerer Organe von Mensch und Tier aus Holz, Wachs usw., die den Heiligen geweiht wurden, damit man Heilung von den Gebrechen erlangte. Die Sammlung besteht aus Gegenständen nicht nur der alten, sondern auch der neueren Zeit.

Wie weit abergläubische Vorstellungen bis heute noch verbreitet sind, mögen einige Proben zeigen. Steht das Bett mit dem Fußende dem Fenster zugekehrt, so wird der darin Schlafende bald sterben. Wäscht man sich in Wasser, in dem Eier gekocht worden sind, so bekommt man Warzen. Ein angeschnittenes Brot darf nicht mit der Schnittfläche nach außen, also vom Tisch abgewendet liegen, damit nicht das Brot im Hause fehlt. Bleibt die Wäscheleine zwischen Weihnachten und Silvester auf dem Boden hängen, so gibt es im folgenden Jahre einen Todesfall im Hause. Aus dem gleichen Grunde darf während dieser Zeit nicht gewaschen werden. Diese Beispiele könnte man beliebig vermehren.

Zum Schluß noch etwas über das Böten (Gebieten), Besprechen und Bannen von Krankheiten oder Unfällen. Wie verbreitet diese Aberglaube noch heute ist, zeigte der Weltkrieg. Wie vielen ist nicht von irgendeinem Verwandten oder Bekannten angeraten worden, einen „Schuhbries“ gegen Kugel, Hieb, Stoß mit ins Feld zu nehmen? Wer kennt nicht die traurigen Erscheinungen der „Kettenbriefe“ der Nachkriegszeit? Das sind Erscheinungen des Aberglaubens, die in allen Zeiten allgemeiner Depression aufzutreten pflegen, und man braucht nur einen Blick auf die Anzeigenteile der bürgerlichen Zeitungen oder auf die Anschlagssäulen zu werfen, um sich zu überzeugen, wie tief weite Kreise unseres Volkes in solchem Aberglauben befangen sind.

Wir haben hier eines der dunkelsten Kapitel der Kulturhistorie berührt, damit wir Proletarier erkennen, daß nur Bildung und ein freier Blick für alles Unbekannte uns aus dieser geistigen Enge befreien kann. Beginnen wir bei uns selber und beseitigen wir den letzten Rest dieses und jenen Aberglaubens aus unserem Seelenleben! Wirklich frei ist nur der Mensch, der innerlich frei ist.

Als sie wiederkamen.

Man hörte sie schon, als sie in die Straße einbogen, den festen, rhythmischen Schritt ihrer Füße, ihren Gesang, den Klang ihrer Lauten und Geigen.

Die Leute blieben stehen und sahen ihnen nach, als sie vorüberzogen. — Jugend zog vorüber. —

Mit frischen Gesichtern und lachendem Lärm brachen sie ein in die stille Stube, einen Hauch Waldluft mitbringend, aus Tannen und Kiefernzweigen an Toppe und Hut.

Hungrig waren sie von der Wanderfahrt. Nun saßen sie um den Tisch bei Brot und Tee. Die Augen blühten und die weißen Zähne. Die fröhlichen bunten Farben ihrer Lautenbänder leuchteten über den Stuhlkehlen.

In der Küche schnitt die Mutter noch mehr Brot. Die heiteren Worte und der lachende Uebermut drangen zu ihr heraus. Einen Augenblick mußte sie das Messer weglegen und mit der Hand über die Augen fahren. — Man mußte mit ihnen lachen, mit diesen Jungen! — Drinnen stimmten sie wieder die Instrumente und dann spielten sie. Die Hände mit den Arbeitspuren zwiften die Saiten und die Töne klangen hinaus in den Abend. „Ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin —“

E. Scheuflüg.

Woraus besteht der Mensch? Die chemische Zusammensetzung des Menschen ist längst auf das genaueste bekannt. Kohlenstoff, Kalz., Schwefel, Phosphor, Eisen usw. sind die chemischen Elemente, aus denen wir bestehen, und tausend Hühnereier würden ungefähr dasselbe ergeben wie im Durchschnitt ein Mensch. Nach den heutigen Eierpreisen kann man sich also ausrechnen, wieviel man selbst "wert" ist. Es ist ganz interessant, die Grundstoffe des menschlichen Körpers einzeln zu verfolgen. Wir enthalten an Kohlenstoff jeder rund zehn Kilogramm; wäre dieser Kohlenstoff als Graphit vorhanden, so könnte man 65 Groß Bleistifte daraus machen. Könnte man den Kohlenstoff in Form von Diamanten gewinnen, so wäre der Wert überhaupt nicht anzugeben, denn dann schwankt er nach der Größe der Stücke. Aus dem Eisen, das der Mensch in seinem roten Blutfarbstoff enthält, lassen sich sieben mittelgroße Hühnereier herstellen, also nicht genügend, um ein Pferd zu beschlagen. Dagegen reicht unser Phosphorgehalt aus, um 800 000 Zündhölzer mit Köpfen zu versehen oder um 500 Menschen damit zu vergiften. Das in unserem Körper enthaltene Kochsalz würde 20 Teelöffel füllen. Fett hat der normale Mensch so viel, daß man 60 Lichter daraus machen könnte; mancher natürlich auch mehr. Den größten Anteil an dem Körper hat das Wasser, wovon der Durchschnittsmensch 40 Kilogramm oder ebensoviel Alter beherbergt. Diesen Besitz werden wir aber gerade am niedrigsten einschätzen.

Naturwissenschaft

Unterricht in der Tierwelt. Wie ein alter Bussard seinem Jungen Unterricht in der Jagd erteilt, war kürzlich in einer ornithologischen Monatschrift recht anschaulich zu lesen. Der junge Vogel schreit unaufhörlich nach Futter. Der alte, anfangs noch freisind, streicht ab und lehrte mit Beute wieder. Er hat, so viel aus der Entfernung festzustellen, eine Schlange in den Fängen. Das Kind fliegt dem Alten entgegen und bettelt in kläglichen Tönen, doch wird ihm die Nahrung verweigert. Es kommt sogar mehrmals zu Kämpfen zwischen beiden. Nach einer Kampfszene endlich läßt der Alte die Beute fallen, der junge Vogel folgt ihr in Sturzflügen, und es gelingt ihm, sie beim vierten Sturz zu erhaschen. Bald kommt er wieder und bettelt aufs neue. Der Alte geht wieder auf Jagd; einen Hasen verfolgt er vergeblich. Er verschwindet und kommt nach dreieriertel Stunden zurück, diesmal wieder mit einer Schlange. Erneut wiederholen sich die Kämpfe, wie strafend fliegt der Alte auf den Jungen los, fliegt auf einmal etwas weg; endlich gibt er die Beute frei, und sie fällt in den Wald, wohin der Jagdküster folgt. Noch ein drittes Mal wiederholt sich der Vorgang, die Beute wird wieder im Fluge gefangen. Liegt hier nur Instinkt oder erbliche Gewohnheit vor, oder muß man an zielbewusstes Handeln denken, das auf Verstand schließen läßt?

Vom Bienenstich. An den Stich der Bienen knüpfen sich zahlreiche naturwissenschaftliche und medizinische Probleme, die bisher nur von wenigen Forschern zum Gegenstand eingehenderer Untersuchungen gemacht worden sind und deren grundlegende Tatsachen Ferdinand Hurn in einer längeren Abhandlung der „Naturwissenschaften“ zusammenfaßt. Ueber die Natur des Bienengiftes herrschte bis vor nicht allzu langer Zeit allgemein die Anschauung, die wirksame Substanz des Bienengiftes sei die Ameisensäure. Genauere Feststellungen haben aber gezeigt, daß beim Bienenstich die Giftwirkung der Ameisensäure kaum eine Rolle spielt. Langer hat nun aus 25 000 Bienenstacheln eine eiweißfreie Substanz isoliert, die alle Wirkungen des Bienengiftes zeigt. Aber auch diese läßt sich noch weiter zerlegen; sie stellt einen verwickelt gebauten Komplex verschiedenartiger Substanzen dar, aus dem sich ein flüchtiger ätherischer Körper isolieren ließ, der als die eigentlich wirksame Substanz des Giftes anzufassen ist. Ueber seine chemische Natur lassen sich heute nur Vermutungen äußern; er scheint zwischen den wirksamen Substanzen des Schlangengiftes und dem Contharidin der spanischen Fliege zu stehen. Durch Versuche mit der Substanz ist es gelungen, eine Immunisierung gegen hohe Dosen oder richtiger eine Gewöhnung an das Mehrfache der tödlichen Giftdosis zu erzielen. Daß selbst die Bienen gegen ihr eigenes Gift nicht immun sind, weiß man aus den Erfahrungen der Imker über die Drohnenschlacht, die Tötung der überzähligen Königinnen und die schweren Kämpfe zwischen einzelnen Tieren und ganzen Bienenvölkern. Dabei treffen die tödlichen Stiche meist in eine bestimmte Körpergegend, in die Verbindung von Brust und Unterleib; die Nervenorgane des Bauchmarkes werden so verletzt und das gestochene Tier geht schnell zugrunde. Durch Versuche an Fliegen, Spinnen, Wassermantzen, Käferlarven usw. wurde gleichfalls die tödliche Wirkung des Bienengiftes festgestellt, auch Kröten Fische sterben, wenn man Bienengift unter die Haut spritzt oder dem Wasser etwas Gift zufügt. Dagegen sind Frösche wenig empfindlich. Auch die Vögel sind ziemlich widerstandsfähig. Daß aber auch Gänse und Hühner durch Bienenstiche zugrunde gehen können, ist dem Landwirt wohl bekannt. An Nagetieren sind zahlreiche Versuche angestellt worden. Mäuse, Ratten, Meerschweinchen und Kaninchen vertragen relativ mehr Gift als Hunde, bei denen tödliche Vergiftungen wiederholt beobachtet worden sind. Bienenschwärme überfallen auch Ziegen und Schafe und Todesfälle und schwere Erkrankungen von Pferden werden ihrer Ursache beim Menschen treten nach zahlreichen Bienenstichen

erhebliche Störungen des Allgemeinbefindens auf. Manche ertragen eine große Zahl von Stichen ohne besondere Folgen, während andere schon nach 3-5 Stichen mit steigender Temperatur und Frostgefühl, Kopfschmerzen, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfällen, Schwäche oder Aufregungszuständen reagieren. Die Grenze der tödlichen Dosis für erwachsene Männer scheint bei etwa 500 Stichen zu liegen. Bei den Imkern, die an Bienenstich gewöhnt sind, sind jedoch mehrere Fälle bekannt, in denen auch so viele Stiche ohne verhängnisvolle Folgen blieben. Die Menge des Bienengiftes ist bei gleicher Anzahl von Stichen nicht immer gleich. Die Stechlust der Bienen wechselt außerordentlich; während einzelne auf dem Sommerflug befindliche Bienen kaum stechen, wenn sie nicht gereizt werden, ist es sehr gefährlich, die Bienen am Stock, besonders am Flugloch durch schnelle Bewegungen, durch Erschütterung oder sonstige Störungen ihrer Arbeit zu beunruhigen. Zum Stechen reizen starke Gerüche, Schweiß, die Atemluft nach Alkoholgenuß usw. Auch das Wetter spielt eine Rolle, besonders Gewitterschwüle macht die Bienen sehr erregbar. Endlich ist auch die Bienensorte von Einfluß; jeder Bienenzüchter unterscheidet zwischen gutartigen und böartigen Völkern.

Völkerkunde

Die Grenze der Menschheit. Wieviel Menschen kann die Erde ernähren? Die Erdoberfläche besteht zu 130 Millionen Quadratmeter aus Land, aber nur 56 Millionen davon sind anbaufähig. Davon ist die Hälfte für Faserpflanzen, Holz, Gras, Baumwolle u. dgl. abzurechnen, so daß also höchstens 3000 Millionen Hektar für die Nahrung zur Verfügung stehen. In Deutschland haben wir auf den Einwohner 0,3 Hektar Anbaufläche, während eigentlich 0,5 Hektar nötig wären. In Amerika beträgt die Zahl etwa 1 Hektar. Mit Zugrundelegung dieser Ziffer dürfte die Menschheit höchstens auf 2500 Millionen Köpfe steigen. Da es heute schon 1700 Millionen Menschen gibt, könnte diese Zahl bald erreicht sein. Bei zunehmender intensiver Wirtschaft, wie wir sie in Deutschland betreiben, würde die Erde allerdings doppelt so viel Menschen nähren, und falls die vegetarische Ernährung mehr um sich greift, noch erheblich mehr.

Männer- und Frauenkleidung. Die Nationaltrachten nehmen immer mehr ab, die Kleidung der Menschheit wird immer gleichartiger. Man denke sich einen Griechen des Altertums neben einem heutigen Athener. Dabei ist merkwürdig, daß in der Männerkleidung die nordische Art, welche die Mittelmeerländer von den Germanen kennen lernten, maßgebend wurde, während in der Frauenkleidung die südliche Bekleidungsform herrschend blieb. Eine Griechin im altgriechischen Kostüm würde, abgesehen von Moderrückfichten, bei uns im Sommer nicht allzu sehr auffallen. Erst in neuerer Zeit hat die Frauenkleidung aus praktischen Gründen einiges von der Männerkleidung angenommen. Man hört oft die Behauptung, daß wir von jeher an abschließende Kleidung gewöhnt seien und daß unsere Haut daran angepaßt sei. Das ist aber gar nicht richtig. Selbst Polarvölker, wie die Eskimos, gehen oftmals in ihren Hütten ganz nackt. Die sibirischen Nordvölker arbeiten bei hohen Kältegraden noch mit nacktem Oberkörper. Die alten Deutschen und die Slawen der alten Zeit waren beim Arbeiten am Oberkörper nackt oder sie trugen nur ein luftiges Hemd. Unsere Bauern arbeiten noch jetzt mit offener Brust und entblößten Armen, und das nicht bloß im Sommer. Der Kesper liebt allein den freien Hals und das vorn offenstehende Hemd, sondern auch die Entblößung von Arme und Knöchel. Man ist also bei uns bis in die neuesten Zeiten hinein tatsächlich noch an Luft gewöhnt, mehr als an das Wasser, und es steht nichts im Wege, an diese Tradition anzuknüpfen, z. B. bei den körperlichen Übungen unserer Jugend.

Gesundheitspflege

Gegen die Verabreichung geistiger Getränke an Verletzte. Gutachten von erfahrener ärztlicher Seite. Der Betriebsrat eines Bergbaubetriebs hatte darüber Beschwerde geführt, daß in den Verbandstuben der Schachtanlagen bei der ersten Hilfe für Verletzte kein Kognal bereitgehalten werde. Auf Anfrage des zuständigen Bergrevierbeamten bei einem bekannten Knappschostarzt und leitenden Arzt eines Krankenhauses, ob es nach dem heutigen Stande der ärztlichen Wissenschaft erwünscht sei, daß Verletzten auf der Grube alkoholische Getränke eingegeben würden, hat dieser nach dem „Kompas“ (Zeitschrift der Knappschost-Ver.-Gen.) folgende Antwort gegeben: „Seit langen Jahren (ich kämpfe ich gegen den tödlichen Brauch an, den Verletzten vor ihrer Ueberführung ins Krankenhaus Spirituosen (Kognal, Schnaps, Wein) zu verabreichen. Bei zahllosen Gelegenheiten habe ich den Leuten gegenüber auf die schweren Nachteile hingewiesen, die mit dieser sogenannten „Stärkung“ für den Verletzten verbunden sind. Gerabezu gefährlich wird sie aber in den Fällen, und diese stellen eine große Mehrzahl dar, in denen die sofortige Verforgung des Verletzten die Anwendung irgendeiner Portose erfordert. In nicht seltenen Fällen hat es sich erwiesen, daß der vorherige Genuß von Schnaps (Alkohol in jeder Form) die Ausführung der Portose fast unmöglich oder zu einer für den Verletzten in höchstem Grade lebensgefährlichen Maßnahme machte. Nach meinen persönlichen sehr umfangreichen Erfahrungen und dem heutigen Stande wissenschaftlicher Erkenntnis ist die Verabreichung alkoholischer Getränke an Verletzte unter allen Umständen zu verurteilen.“